

GUSTAV MITTENDORF

Unter
Zwergmenschen
und
Riesenaffen



Oldtimertools-Verlag Diekholzen

Reprint der Auflage von 1935

Softcover: ISBN 978-3-98979-249-4

21. Auflage als 2024er Reprint der 4.Auflage von 1935

Titel: Unter Zwergmenschen und Riesenaffen

Text: Gustav Mittendorf

Verlag: Oldtimertools-Verlag,

Im Winkel 24,

31199 Diekholzen

www.oldtimertools-verlag.de

Kontakt: vertrieb@oldtimertools-verlag.de

Druck: CPI Druckdienstleistungen GmbH,

Ferdinand-Jühlke-Straße 7, 99095 Erfurt

Verlagshinweis: Wir versuchen bei allen Titeln die Rechte vorher abzuklären, dies ist nicht bei allen Titeln möglich. Sollten es noch Eigentümer von veröffentlichten Titeln/Bildern und der daran gebundenen Rechte geben, so bitten wir um deren Meldung beim Verlag. Der Verlag erklärt sich bereit, den Inhabern der Rechte die üblichen Honorare und Vergütungen zu entrichten.

INHALTSVERZEICHNIS

Zum Geleit	12
Erstes Kapitel	14
Die Metropole des Nillandes — Wunder aus Tausendundeiner Nacht — Durch die Nubische Wüste — Tote Kamele am Wegrande — Durch endloses Sumpfgebiet	
Zweites Kapitel	19
Allein zwischen Himmel und Erde — Ein Negermagen - Geheimnisse der Wildnis — Das Jungäffchen — Das Schlangennest — Wettkampf mit dem Steppenbrand	
Drittes Kapitel	40
Im Tropengewitter — Leopardenjagd - Der Wahnsinnige — Weihnacht- en im Urwald — Rizinusöl statt Kognak	
Viertes Kapitel	64
Tanzspiele der Eingeborenen — Eine Flußpferdjagd — Von Elefanten verfolgt — Durch die grüne Hölle	
Fünftes Kapitel	84
Von der Grenze des Uelle-Nepoko-Distrikts bis zur Uelle-Itimbiri- Grenze — Ein unheimlicher nächtlicher Zeltbesucher — Malaria — „Achtung, Leopard!“ — Kolobusaffen — Zwergmenschen — Einge- borene auf Affenjagd	
Sechstes Kapitel	102
Schlängenfang der Pygmäen — Elefantenjagd — Spitzgefeilte und schwarzgefärzte Zähne — Dämonen der Wildnis – Okapihaut	

Siebentes Kapitel	116
Tanzspiele der Bakango — Eine Nacht zwischen Leopard und Gorilla — Auf der Spur des großen Gorillas — Flußpferde und Krokodile — Meerkatzen und Makis — Schlafkranke Eingeborene	
Achtes Kapitel	134
Auf unbetretenen Pfaden — Im Lande der Träume - Der raffinierte Medizinmann	
Neuntes Kapitel	140
Der Gorilla brüllt — Die Ureinwohner Afrikas — Pygmäen — Lecker- bissen — Das geheimnisvolle Pygmäenweib — Die Richthütte — Ein Kind wird den Krokodilen vorgeworfen	
Zehntes Kapitel	156
Ein fast unbekanntes Tier - Auf der Spur des Gorillas — Die Jagdle- idenschaft der Pygmäen — Der Herr der Wildnis — Pygmäe und Go- rilla — Kampf zwischen Zwergmenschen und Riesenaffen	
Elfes Kapitel	166
Leoparden, Krokodil und Drill — Die kleine Mörderin Tsetse — Im Tropensturm — Auf Elefantenjagd	
Zwölftes Kapitel	188
Im Okapirevier — Geier und Krokodile — Mantelpaviane — Serval und Wildkatze — Kampf ums Dasein im Urwald	
Dreizehntes Kapitel	213
Ein Leopard — Kaffernbüffel — Wundervolle Zeltnächte — „Vorsicht, Nashorn nimmt an!“	

Vierzehntes Kapitel**237**

Symphonie der Wildnis — Von Hyänenhunden gehetzt — Mensch
und Raubtier — Unter den Pranken des Löwen

Fünfzehntes Kapitel**259**

Flußpferdfalle und Blitzlichtaufnahme — An der Wildtränke — Kampf
zwischen Löwen und Krokodilen — Der schwarze Kaffernbüffel —
Abschied von Afrika

DRITTES KAPITEL

Im Tropengewitter — Leopardenjagd - Der Wahnsinnige — Weihnachten im Urwald — Rizinusöl statt Kognak

Nun ist unsere Richtung scharf nach Süden, dem etwa fünfzig Kilometer entfernten Eingeborenendorf Pei zu. Noch vor Tagesanbruch sind wir bereit, um mit dem ersten Licht aufzubrechen. Als Kanitz und ich aus unserem Zelt kommen, ist der Kaffee schon fertig. Die Königin des Lichts steigt gerade aus ihrem Wolkenbett, als wir bei wundervollem Wetter abrücken.

Zuerst geht es durch wilde Buschsteppe, wo überall in der Ferne Wild zur Äsung steht. Um elf Uhr brechen unerwartet die Sonnenstrahlen ab. Aus Nordosten kommt ein unbestimmtes Brausen. Es pfeift in den Wipfeln der Bäume. Am Himmel ballen sich düstere Wolken. Dumpf grollt es von den Bergen herüber. Die Luft ist voller Unruhe. Mit heiserem Gekrächze streichen Raubvögel dem Gebirge zu. Harte Windstöße jagen über die Buschsteppe. Der Himmel birst, speit flüssiges Feuer. Krachende Donnerschläge trommeln im Gewölk. Riesenbäume stürzen, bis in die Wurzeln gespalten. Brechen und Splittern überall. Feuergärben zerreißen den schwefelgelben Himmel und zeigen sekundenlang grell blendend den wilden Aufruhr. Wassermassen klatschen uns ins Gesicht. Wir sind im Nu bis auf die Haut naß. Es ist ein Glück, daß ich jeden Morgen das Aufnahmegeräck prüfe, ob alles, Apparate und Kassetten, Objektivkästen und Filmbüchsen, ordnungsgemäß verpackt ist.

Plötzlich jagt ein neuer heftiger Windstoß über uns hin. Eine vieladriger Blitz, mit krachendem Donnerschlag im Gefolge, läßt alle Kreatur verstummen. Die schlanken Palmen biegen sturmgepeitscht ihre Stämme, wirr schlägt laubloses Gesträuch durcheinander. Alle Augenblicke zieht

und zerrt der Sturm die Lasten von den Köpfen unserer Träger. Immer wieder gibt es Aufenthalte. Rasten können wir nicht, denn nirgends sind wir geschützt gegen dieses Unwetter. Und an Lagern ist überhaupt nicht zu denken, denn sobald die Zeltplanen losgeschnallt würden, hätte sie der rasende Sturm auf Nimmerwiedersehen mitgenommen. So sind wir gezwungen, durch Regenmassen, Sturm und Donner unseren Marsch fortzusetzen. Und es ist auch besser so; denn erstens kommen wir weiter, wenn auch nur sehr langsam, und zweitens merken unsere Träger die starke Kühle, die mit dem Regen gekommen ist, beim Laufen nicht so sehr. Die Köpfe nach vorn gebeugt, schreiten sie glotzend durch den Aufruhr. Frierend stolpern sie durch den Gischt. Zu sehen ist keine drei Schritt weit.

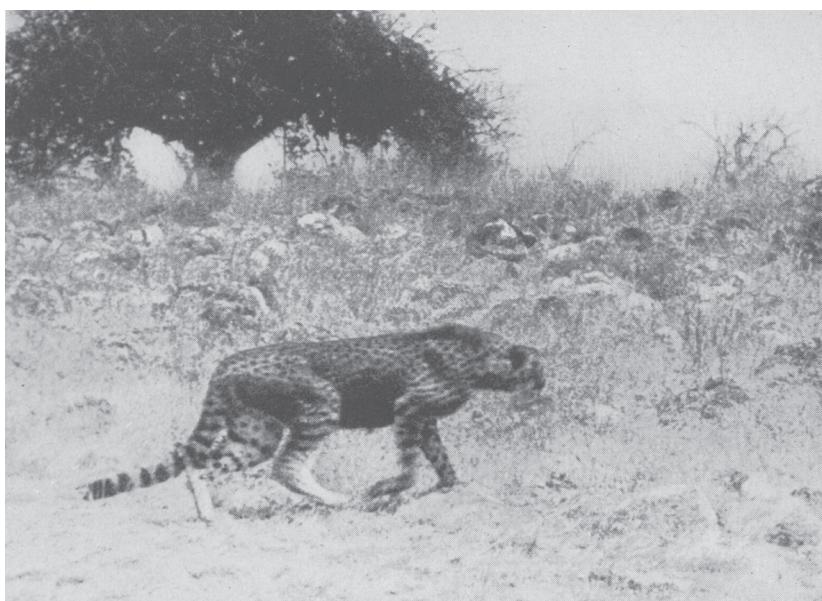
Blitz auf Blitz zuckt über den Himmel, Donnerschlag auf Donnerschlag folgt; in unverminderter Stärke rollt und grollt es durch die zerrissenen Wolken.

Beim Überqueren eines Sumpfes gerät eines unserer Tragtiere bis an den Bauch in Morast. Nur unter Aufgebot aller Kräfte gelingt es uns, das Tier frei zu bekommen und wieder auf die Beine zu bringen. Als wir am Mittag nach einer kurzen Frühstücksrast — wir haben dabei mehr Regenwasser geschluckt als sonstwas — über einen Nebenfluß des Pei, der sonst ein elendes Gerinnsel bilden mag, hinüber müssen, bauen wir in dem wütenden Sturm und klatschenden Regen mit unendlich vieler Mühe ein Floß. Aber kaum haben wir es zu Wasser gelassen, da ist es auch schon von den schlagenden Wellen wieder auseinandergerissen. Das sonst fast trockene Flüßchen ist jetzt ein schäumender Strom, der sich mit reißendem Gebrüll talwärts wälzt.

In der Hoffnung, eine seichte Furt zu finden, ziehen wir etwa eine Stunde den Wasserlauf aufwärts nach Süden. An einer weniger breiten Stelle hat Bruiters einen großartigen Einfall. Er holt, trotz des strömenden Regens, aus dem Gepäcksack eine kurze Axt und macht sich daran, eine etwa vierzig Meter hohe Palme mit schnurgeradem Stamm zu fällen. Wir anderen stehen nicht müßig und schlagen mit unseren



Gnus. Die wenigen Schatten spendenden Bäume sind dicht umlagert



Oben Ein Leopard unter einer Kandelaber Euphorbie

Unten Ein Gepard verfolgt eine Wildfährte

Buschmessern eine zweite um. Wohl reicht der Wipfel bis zum anderen Ufer, und schon wollen wir ein kräftiges Hurra brüllen, da nimmt der reißende Strom den Baum, wirbelt ihn herum wie ein Streichholz — dann verschwindet unsere halbe Brücke um die nächste Krümmung. Mit dem zweiten Stamm geht es nicht besser, und wir müssen untätig zusehen, wie auch die andere Hälfte unserer Brücke verschwindet.

Der Sturm wächst zum Orkan, die Luft wird immer undurchsichtiger. Wir versuchen weiter oberhalb eine sichere Furt zu finden. Die wilde Gewalt der Elemente steigert sich von Minute zu Minute. Immer mehr Wassermassen rauschen hernieder. Die Riesenbäume erbeben bis in die Wurzeln, brechen und knacken, als wollten sie jeden Augenblick stürzen.

Endlich haben wir eine weniger reißende Furt gefunden. Also nun zum zweiten Mal hinein ins nasse Vergnügen. Hoffentlich lassen uns die Krokodile in Ruh.

Es geht erstaunlich gut, und als wir etwa sechshundert Meter flußabwärts wohlbehalten aus der Rinne steigen, hat auch der Sturm sich etwas gelegt.

Tiefe Erdspalten müssen nun umgangen werden. Die kleinsten Bäche sind tief eingeschnitten und haben fast senkrechte Ufer, manche fließen überdies durch sumpfigen Grund, auf dem undurchdringliches Bambusdickicht jeden Versuch durchzukommen aussichtslos erscheinen lässt. Oft stürzen unsere Maultiere in morastige Löcher, und kostbare Stunden gehen mit der Rettung der Tiere, dem Auspacken der durchnässtesten Lasten, dem Trocknen des Inhalts und dem Wiedereinpacken verloren.

Trotz des furchtbaren Unwetters und der Aufenthalte überall sind wir doch bis zum Abend drei Marschstunden weitergekommen, bis wir endlich im Schutz einer hohen Steinwand unser Lager aufschlagen können. Unaufhörlich, bald leichter, bald schwerer, bald schneller, bald langsamer trommelt der Regen auf die straff gespannten Zeltdächer. Der Wind fährt raschelnd in die regenschweren Zweige und schleudert

kurze, heftige Schauer herab, bis es gegen zehn Uhr allmählich aufhört zu regnen.

Ich habe mit Kanitz Lagerwache. Unsere Träger hocken in dichten Haufen um das Lagerfeuer und frieren zum Erbarmen, obwohl jeder von ihnen eine besondere Decke bekommen hat. Um die schlafenden schwarzen Gestalten sind rechts und links vom Feuer schräggestellte Zeltplanen aufgerichtet, damit die Eingeborenen wenigstens einigermaßen gegen die Nässe geschützt sind. Im Rücken hält die hohe Steinwand Wind und Regen ab.

Die dunklen Wolken werden plötzlich — dem Vorhang einer Riesenbühne gleich — wie von unsichtbarer Hand beiseitegezogen. Die vollen Strahlen des Mondes ergießen sich wie ein Silberstrom über die weite Buschlandschaft.

Still ist es geworden. Ein heiliges Schweigen waltet um uns her. Der Flackerschein der trüben Zeltlampe hüllt den Raum in springendes Licht.

Der Himmel ist düster, grau und mit dicken Wolken verhangen. Schwer ringt sich der Tag aus den Armen der Nacht los. Unsere Träger bekommen eine doppelte Ration Frühstück und jeder eine große Schale heißen, süßen Tee. Da leuchten ihre schwarzen, feuchten Augen, und alles vergangene Harte ist wieder vergessen.

Unser Marschweg wird immer schlechter. Bergauf, bergab, zwischen Felsen und durch Busch, Sumpf und Schluchten und wieder Sumpf müssen wir.

Die stürzenden Bäche und Rinsale, die der heftige Gewitterregen gebildet hat, haben die Wege völlig zerrissen und verschlammt. Wir können uns nur langsam fortbewegen und auch nur mit großer Vorsicht, damit unsere Träger und Tragtiere nicht in dem Schlamm oder in tiefen Wasserlöchern und Erdspalten versinken oder über überall herumliegende entwurzelte Baumstämme stolpern.

Über uns schlägt ein großer Raubvogel beim Aufstieg Kreise in Kreise;

hin und wieder schickt er seinen scharfen Raubschrei herab. Große Waranechsen jagen nach Fischen.

Schwarze Wolken brauen und brodeln durcheinander. Wie Sturmkolonnen, eine hinter der anderen, rücken sie heran. Der Peifluß sieht fast schwarz aus, mit weißen, lebhaften Schaumköpfchen.

Da faucht plötzlich der Sturm hinein in unsere Karawane. Wir sind zuerst wie betäubt von dem krachenden Getöse. Schreiend und heulend rennen die Träger ihren Lasten nach, die der Sturm ihnen entriß. Die furchtbare Gewalt der Elemente stellt sich uns in den Weg, lichtlose Finsternis ringsumher. Wir bleiben liegen, wo wir gerade sind, denn es ist unmöglich, auch nur wenige Schritte vorwärtszukommen. Fortwährend müssen wir unsere Träger beruhigen, die alles stehenlassen und flüchten wollen. Auch die Tiere sind gereizt und versuchen alle Augenblicke auszubrechen. Immer wieder schlagen die Wassermassen uns klatschend ins Gesicht. Ein furchtbarer Aufruhr tobt. Der Sturm rast heulend durch die Luft, grausig rollt der Donner durch den dunkeln Himmel, und helles, grelles Blitzgezack zerreißt die unheilbrauende Wolkendecke. Um uns her Splittern und Bersten, Zweige und Äste fliegen durch die Luft, gestürzte Bäume liegen kreuz und quer umher. Allmählich versiegen die niederströmenden Wassermassen — die Wolkenballen zerflattern — ein Stückchen zartblauer Himmel lächelt versöhnend auf die gemarterte Erde hinab.

So können wir endlich unseren Marsch fortsetzen, nachdem alles Gepäck nachgezählt ist und alle Lasten untersucht worden sind - aber wie sehen unsere armen Träger aus! Mit schlitternden Knien, am ganzen Körper vor Kälte zitternd, wanken sie vorwärts. Doch als Sander einige Flaschen Kognak hervorholte und jedem der zitternden Schwarzen einen kräftigen Schluck verabreicht, hellen sich ihre Gesichter wieder auf. Als auch unsere Tiere abgefüttert sind, geht es mit neuem Mut und frischen Kräften weiter nach Pei, wo wir am Abend eintreffen.

Die Eingeborenen des Dorfes bringen uns Hühner, Eier, Ziegenmilch, zwei Schafe, Melonen und Erdnüsse und bekommen von uns kleine

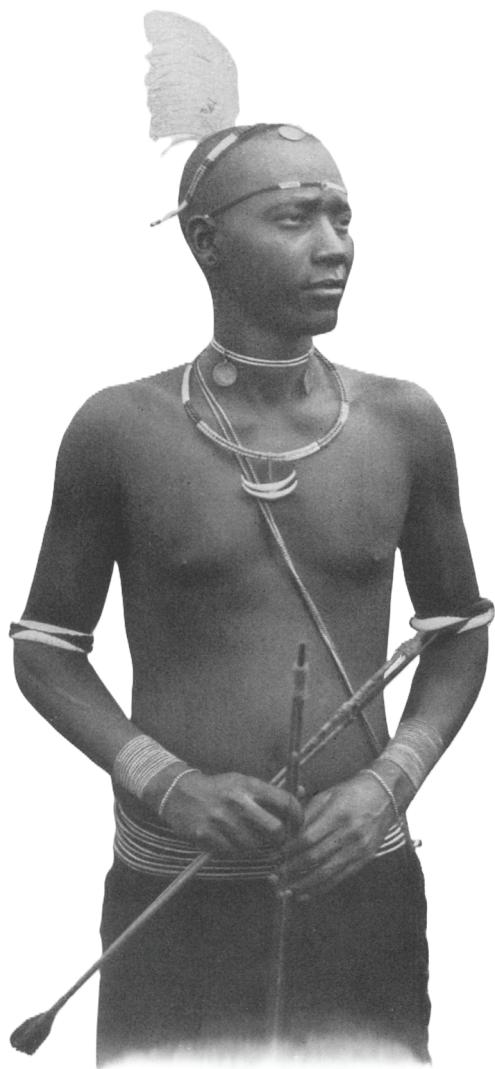
Taschenmesser, einige kleine runde Spiegel und einige Meter billigen buntgedruckten Kattun. Dicht neben dem Eingeborenendorf haben wir unsere Zelte aufgeschlagen. Pei ist eine Missionsstation und besitzt außer einer kleinen hübschen Kirche gut und schön angelegte Häuschen der Pflanzer.

Unsere Absicht ist, hier das Ende der kleinen Regenzeit abzuwarten, denn erstens haben wir alle eine längere Ruhepause sehr nötig und verdient, zweitens sind wir infolge der letzten schweren Tage in arger Verfassung — auch einige Sachen müssen dringend erneuert werden —, und drittens haben wir den schwierigsten Teil der ganzen Safari, den Marsch durch die fieberschwangeren Urwälder des Kongo, nun unmittelbar vor uns.

Der Missionar ist leider nicht zu Hause — er ist auf einer Reise „über Land“. Doch werden wir von den Pflanzern, einem Deutschen, Arthur Gaßbach, drei Belgiern und einem Holländer, aufs beste aufgenommen und bewirtet. Ganz besonders unser Landsmann, der aus Chemnitz stammt, und dessen Frau sowie seine drei Söhne und zwei Töchter lassen es sich nicht nehmen, uns jeden Tag neue Aufmerksamkeiten zu erweisen. Aber auch die Belgier und der Holländer, der nicht verheiratet ist, wissen nicht, wie und was sie uns Gutes erweisen sollen, schicken uns Einladungen über Einladungen, kommen fast täglich in unser Lager und betteln förmlich, daß wir sie wieder besuchen sollen.

Abgesehen von den heimischen Bananen, Mais, Maniok, Durrha, Zuckerrohr und Erdnüssen werden von dem Missionar und den Pflanzern eingeführte Süßkartoffeln, Zwiebeln, Weizen und Klee sowie allerlei europäische Gemüse angebaut. Die Hauptnahrung der Eingeborenen bilden von Maniokmehl und Palmöl zubereitete Fladen, die in Bananenblätter gewickelt und gekocht werden.

Immer noch hüllt Nebel und Regendunst die Landschaft ein. Eines Abends kommt Gaßbach zu uns ins Lager und lädt uns zu einer Leopardenjagd ein, die am nächsten Tage stattfinden soll. Wir nehmen natürlich mit Dank an, und besonders ich freue mich, denn ich hoffe, von dieser Jagd einige gute Aufnahmen machen zu können.



*Sohn eines
Karagwehäuptlings*



Oben *Die Elitetruppe eines Häuptlings*

Unten *Unsere Träger bauen einen Stall für unsere Reittiere*

Der Blick wandert über weite, wild bewachsene Hügellandschaft, Urwald und nach rechts über regendurchnäßtes Pori. Wiederholte zeigen sich Fährten von Elefanten und Schalenwild, aber besonders Leoparden spüren wir verschiedentlich. Kurz nach ein Uhr machen wir auch eine ganz warme Fährte dieses gefährlichen Räubers aus.

Zwei Uhr. So bleiben uns, wenn wir eine Stunde zum Herrichten einer guten Deckung brauchen, noch reichlich zwei Stunden einigermaßen guten Büchsen- und Aufnahmelichts. Als wir unseren Schlupfwinkel fertig haben, hängen wir an den Ästen einer Schirmakazie, etwa fünfzig Gänge von unserem Versteck entfernt, das Gescheide eines Riedbocks auf.

Langsam verstreicht die Zeit. Eine bleierne Ruhe liegt über der Landschaft; nur das leise Wispern des kühlen Windes unterbricht die Stille. Gaßbach, Kanitz und ich kauern in einem kleinen Unterstand von Dornendickicht. Die verfluchten Insekten und Ameisen bringen uns zur Verzweiflung. Da fährt plötzlich ein kurz abgerissener dumpfer Ton in unser Ohr. Gespannt horchen wir und starren nach dem Köder im Baum. Nichts! Wieder ein tiefer knurrender Laut — und noch einmal. Vorsichtig greife ich zur Aufnahmekurbel, Gaßbach und Kanitz nach ihren Büchsen. Alles ist vorbereitet. Da, wieder derselbe Laut. Wie unterdrücktes Fauchen klingt es; jetzt scheint der Leopard zu kommen. Es wird auch die höchste Zeit, denn über den Grasspitzen lagert schon ein leichter grauer Dunst, noch eine kurze Weile, dann ist es nichts mehr mit dem Schießen, geschweige mit einer Aufnahme.

Mißmutig werfen wir einen Blick zum grauen Himmel, dann nach dem Baum, da — mir stockt der Atem, leise berühre ich den Arm Kanitz' —, dort drüben windet sich der bunte Raubritter durchs Geäst. Im Nu hat er den ausgelegten Köder erreicht, reißt ihn mit einem Prankenschlag los und springt damit zur Erde.

Mit leisem Ticken läuft ein Meter Film nach dem anderen am Objektiv vorbei. Kanitz hebt langsam die Büchse, auch Gaßbach hat schon angebackt. Den Bruchteil einer Sekunde ist Totenstille. Nur das Arbeiten

des Greifers im Aufnahmeapparat hört man kaum vernehmbar. Dann springt ein einziger scharfer Peitschenknall aus dem Dornversteck, in derselben Sekunde ein kurzes dröhndes Aufbrüllen vom Baum her. Mit weiten Sprüngen rennen Kanitz und Gaßbach hinüber, ich mit dem Apparat hinterher. Kanitz, voll Jägerstolz, tritt zu dem leblos daliegenden Leoparden — nur zwei Schritte trennen ihn von ihm. „Vorsicht!“ mahnt Gaßbach noch. Da springt auch schon die Bestie plötzlich auf, nimmt Kanitz an, und ehe dieser noch recht zur Besinnung kommt, liegt er — von der Wucht des Aufpralles niedergeissen — am Boden.

Ein unheimliches Gefühl beschleicht mich, als ich sehe, mit welcher Kaltblütigkeit Gaßbach diese gefährliche Lage beherrscht, mit welcher Geistesgegenwart er in Gedankenschnelle das Richtige erfaßt und danach handelt, wie er in dieser furchtbaren Sekunde die Büchse anlegt, im richtigen Augenblick den Finger krümmt und durchzieht und todsicher trifft — eine wahre Meisterleistung und bezeichnend für den Afrikaner. Wie vom Blitz getroffen liegt der Leopard um, rollt von dem starr und steif liegenden Kanitz herunter, der in der Bruchsekunde des Schusses die Augen schloß.

Ich weiß bis heute noch nicht, wen ich von den beiden mehr bewundern soll, wer mutiger war: Kanitz unter der wild wütenden Bestie oder der kaltblütige Gaßbach, der Kanitz in noch größere Gefahr brachte, wenn seine Hand auch nur um ein winzig Geringes gezittert hätte, so aber meisterhaft, genau berechnend schoß.

Obwohl Kanitz nicht weiter Ernstliches geschehen ist als eine etwas derbe Backpfeife der Raubkatze, die ihm eine breite Narbe an der linken Backe und eine tiefe Schramme an der Schulter eintrug, war er doch so mitgenommen, daß er den Marsch zum Dorf nicht aushielte und wir ihn zeitweilig tragen mußten.

So geht die Zeit hin, zwischen Regen und Besuchen, Jagden und Gegenbesuchen. Wir sind an diesem Ort wie festgebannt — nun schon seit acht Wochen. Wir können uns zwar nicht beklagen, werden wir

doch von den Pflanzern — genau wie am ersten Tage — verwöhnt. Auch unsere Träger finden dies Leben sehr erträglich, haben sie doch im Grunde nichts anderes zu tun als zu essen, und das ist ihre Lieblingsbeschäftigung. Morgen wollen wir nun weiter. Wenn gleich Herr Gaßbach meint, es würde noch viel Regen kommen, lassen wir uns doch nicht halten.

Mit vollen Zügen haben in diesen langen Ruhetagen unsere Träger und auch wir die Reize der Gastfreundschaft genossen. Jetzt müssen die Lasten wieder auf die Köpfe und Schultern genommen werden, um den Marsch über Kagelu - Vora nach Mtomo fortzusetzen.

So rücken wir, nachdem wir uns am Abend vorher überall für die reichlich gewährte und genossene Gastfreundschaft gebührend bedankt und zugleich verabschiedet haben, am Morgen, früh um sieben Uhr, mit den herzlichsten Glückwünschen der Pflanzer und ihrer liebenswürdigen Frauen, Söhne und Töchter bedacht, von Pei ab. Aber wie hatte Herr Gaßbach recht! Schon nach dem ersten Marschtag kommt es zuerst wie mit Gießkannen, dann wie mit Eimern und zuletzt in wahren Bächen herunter. Und in diesem dauernd strömenden Guß ziehen wir nach Südwesten in Richtung auf Kagelu, das wir am übernächsten Tage erreichen.

Dann geht es weiter durch tiefe Bergschluchten, die sonst trocken sind, nun aber wälzen sich reißende Flüsse durch und über Felsgeröll. Aus sturmgefallenen Bäumen, die quer über der Strömung liegen, werden Brücken zusammengezimmert oder Flöße gebaut, auf denen wir — die Maultiere zu beiden Seiten nebenher schwimmend, wie wir es früher bei der Reiterei, beim Pferdeschwimmen über den Rhein, so oft geübt hatten — mit den Lasten übersetzen.

In jedem neuen Lager verstehen es die Buren trotz des regennassen Holzes ausgezeichnet, schnell ein Feuer zu machen und für unser leibliches Wohl zu sorgen. Auch unser schwarzer Mpishi ist sogleich in Tätigkeit, und es dauert gar nicht lange, bis wir uns zum gemeinsamen Essen sehen können. Manchmal, wenn es zu stark regnet, wird über